Eine künstlerische Vergewisserung von Sprache

Alois Kölbl im Gespräch mit Andrea Scrima

Andrea Scrima war 2023/24 Grazer Stadtschreiberin und hat ein Jahr am Schlossberg im Cerrini-Schlössl gewohnt und gearbeitet. Die in New York City geborene Künstlerin hat an der School of Visual Arts NY studiert und ging 1984 mit einem Stipendium an die Hochschule der Künste in Berlin, wo sie seither als Autorin und bildende Künstlerin lebt. In Graz hat sie viele Freundschaften geschlossen und sich intensiv mit Personen und Organisationen vernetzt. Ihr Aufbruch von Graz nach ihrer Residency in ihre Wahlheimat Berlin ist ihr nicht leichtgefallen. Alois Kölbl hat mit ihr über ihre Beziehung zu Graz, wo der Eindruck des Amoklaufes an einer Schule noch wie eine offene Wunde klafft, ihren Antrieb zum Schreiben und ihre Ausstellung „Loopy Loonies", die am 13. September in der QL-Galerie eröffnet wird, gesprochen.



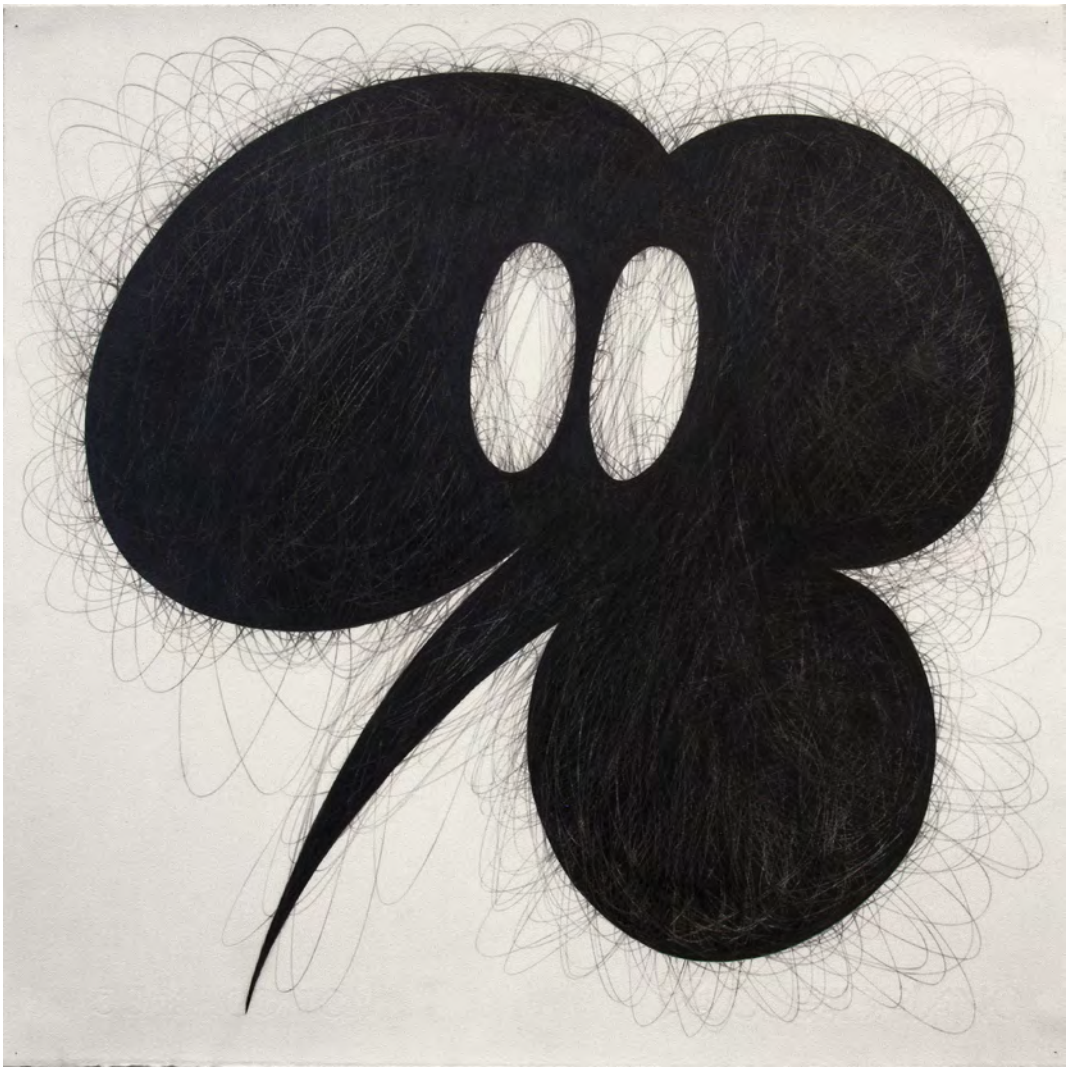
Andrea Scrima. Foto: Kunsthaus Graz, J.J. Kucek

Alois Kölbl: **Du warst für ein Jahr Stadtschreiberin in Graz. Nach dem Ende der Residency bist Du noch eine Zeit lang hiergeblieben und hast sogar überlegt ganz hierher zu ziehen. Inzwischen bist Du wieder nach Berlin übersiedelt. Nachdem unser Heft den Titel „Auf Bruch" trägt, möchte ich mit der Frage beginnen, was Du nach Deinem Aufbruch zurück nach Berlin mitnimmst?**

Andrea Scrima: Ich war fast zwei Jahre in Graz – ich habe hier wirklich gelebt und war nicht mehr nur zu Besuch. Als ich vor Kurzem nach Graz zurückgekommen bin, war ich sofort wieder ganz da. Ich habe auch vor, in Zukunft öfter zu pendeln, wenn sich das einrichten lässt. Denn ich habe festgestellt: Ein Teil von mir ist auch hiergeblieben.

Für Deinen Aufenthalt als Stadtschreiberin hast Du Dir die Arbeit an einem Roman vorgenommen, in dem es um Migrationsgeschichten geht. Aufbruch spielt da in vielen Facetten eine Rolle …

Mein Plan war eigentlich, während meiner Residency diesen Roman fertigzustellen, für den viel Recherchearbeit notwendig ist. Es geht um die Aufarbeitung sowohl meiner eigenen Familiengeschichte als auch der Geschichte der großen Emigration aus dem Süden Italiens infolge der verheerenden Armut, die die Vereinigung des Landes mit sich brachte. Meine Vorfahren entstammen teilweise der albanischsprachigen Minderheit der Arbëreshë; die Familiengeschichte lässt sich über dreizehn Generationen



Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Aus der Gruppe NOOO, Zeichnung 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier. Foto: Andrea Scrima

zurückverfolgen in dem Bergdorf Greci, im süditalienischen Avellino. Im 19. Jahrhundert gab es eine enorme, über ein halbes Jahrhundert anhaltende Auswanderungswelle, und gleichzeitig auch die Erfahrung der Diaspora, dass das Erlebte sehr schnell verdrängt wurde. Dieses Thema hat eine Eigendynamik entfaltet und ich habe mich immer mehr vom Ausgangspunkt Italien entfernt. Es geht um Fluchtgeschichten, aber auch um die mangelnde Empathie dafür, oder auch darum, dass die eine Einwanderergeneration, sobald sie sich etabliert hat, auf die nachfolgenden Neuankömmlinge herabschaut. Diese Prozesse sind universell. So habe ich begonnen, die Kapitel herauszunehmen, in denen es nicht vordergründig um die süditalienische Auswanderungsgeschichte geht, und aus diesem übrig gebliebenen Material individuelle Essays zu gestalten, etwa einen, in dem es um slowenische Flüchtlinge in Österreich geht, die nach dem Zweiten Weltkrieg in Internierungslagern nicht weit von Graz untergebracht waren. Und jetzt habe ich eine unfertige Essaysammlung und einen unfertigen Roman; die Weiterarbeit an diesen beiden Büchern verläuft parallel. In Graz kam dann zu meiner großen Freude dazu, dass es von verschiedenen Seiten auch Interesse dafür gab, was ich für Kunst mache. Ich habe ja viele Jahre als bildende Künstlerin gearbeitet und erst später zu schreiben begonnen. Es war für mich eine sehr schöne Erfahrung, im Kunsthaus Graz einige meiner Zeichnungen zeigen und auch aus meinen Texten lesen zu können. In der Ausstellung in der QL-Galerie wird es wieder so sein. Darauf freue ich mich.

Du kommst aus dem Einwanderungsland Amerika, wo sich diesbezüglich gesellschaftspolitisch gerade sehr viel verändert. Wie erlebst Du diese Entwicklungen als nun in Europa Lebende?

Ich möchte mit der Beobachtung beginnen, dass hybride Kulturen, die aufgrund von Migrationsbewegungen entstanden sind, oft robuster und manchmal auch moralisch gefestigter sind als sehr einheitliche und homogene Gesellschaften. Wenn gegenseitiger Respekt und Neugier funktionieren, dann ist das etwas sehr Bereicherndes. Natürlich wissen wir, dass das nicht immer funktioniert. Es gibt Rassismus und Diskriminierung, und es gibt auch wirkliche Tragödien, die daraus resultieren. Ich glaube aber daran, dass die meisten Menschen von sich aus gut sind und einander helfen wollen. Das sind die Ur-Impulse, auf die man setzen und vertrauen sollte. Die derzeitigen Entwicklungen in den USA erlebe ich als großen Irrtum. Social Media scheint mir für diese Entwicklungen in den Vereinigten Staaten eine nicht zu unterschätzende Rolle zu spielen. Da wurde und wird weiterhin viel manipuliert. Dass man sich anschickte, mit Algorithmen gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen und die Gesellschaft zu spalten ist ein Prozess, der schon vor fünfzehn Jahren begann. Verschiedene Gruppen wurden nur mit Informationen gefüttert, die ihre eigenen Ansichten widerspiegelten, und das trug sehr zur Blasenbildung und in weiterer Folge zur Spaltung bei. Die Autorität der herkömmlichen Medien wurde unterminiert. Immer mehr Menschen, ob links oder rechts gesellschaftspolitisch angesiedelt, zweifeln an der Richtigkeit von Informationen aus den etablierten Nachrichtenquellen. Schon Hannah Arendt warnte bekanntlich davor, dass aus dem Missbrauch der Sprache dieser Vertrauensschwund erwächst; dass die Menschen am Ende an gar nichts mehr glauben würden. Die Auswirkungen davon erleben wir jetzt. In der Pandemie haben wir gesehen, wie das zu einer Art Kleinkrieg ausartete. Das sind sehr komplizierte Abläufe, die auch wesentlich von technologischen Entwicklungen mitbestimmt werden.

Kunst schärft Aufmerksamkeit durch Konzentration und Entschleunigung. In Deiner Werkserie der „Loopy Loonies", die Du in der QL-Galerie zeigen wirst, konzentrierst Du Dich auf das Phänomen der Comics. Welche Erkenntnisse sind daraus zu gewinnen?

Die Comics sind für mich eine Quelle der Formfindung und auch Indiz einer kulturellen Verdrängung. Als Amerikanerin bin ich mit den „Saturday Morning Cartoons" aufgewachsen. Mir ist die Gewalt, die in diese Zeichensprache der Trickfilme eingebettet ist, immer aufgefallen. Da wird etwa die Figur des Wile E. Coyote, die in meiner Generation jeder kennt, in Brand gesetzt, in die Luft gesprengt, ins Weltall geschossen oder von einem Felsbrocken zerquetscht. Aber die Zeichentrickfigur wird nicht zerstört, sondern poppt wieder zurück in ihre ursprüngliche Form. Amerika ist ein sehr gewalttätiges Land. Es sagt viel über eine Gesellschaft aus, wie Gewalt in der Comicsprache auftaucht. Man kann so etwas wie ein kollektives Unterbewusstes wahrnehmen; die dort verwendeten Kürzel und Zeichen sind stark codiert, aber lesbar. Diese abstrahierte Bildsprache ist Teil unseres visuellen Vokabulars. Aus dieser Bildlogik habe ich mit dem Wort „No" angefangen, das die Idee von Dissens ausdrückt. Dazu kamen Sprechblasen und die sogenannten „Splats". Weitere anthropomorphe Motive folgten, die von anderen comicartigen Ausrufen ausgingen, wie etwa das „OWWW" als Ausdruck von Schmerz oder „EWWW" als Ausdruck von Ekel. Es war mir von Anfang an ein Anliegen, eine Art soziopolitische Kritik mit diesen Zeichnungen zu betreiben. Es war zunächst eine reine visuelle Arbeit. Erst später – während meines Aufenthaltes in Graz – kamen die Texte nach und nach hinzu. Das begann mit dem Gazakrieg und hat für mich auch ganz wesentlich mit dem Diskurs hier im Westen zu tun, sowie mit der Rechtfertigung von Gewalt. Ich möchte mich auf diese Weise der Sprache wieder vergewissern, indem ich versuche, Wort für Wort zu rekonstruieren, was bestimmte Termini eigentlich bedeuten. Die Zeichnungen sind für mich letzten Endes eine moralkritische Untersuchung. Diese Grundsatzarbeit wollte ich in den Texten fortführen. Es entstanden Texte zu Begriffen wie „Mitleid", „Heuchelei", „Stolz" oder „Zynismus". Inzwischen ist ein Buch entstanden, mit dem Titel *A Look in the Mirror: Attempts at a Late-Capitalist Moral Philosophy*. Ich verstehe das Buch als ein Einmaleins über philosophische Begriffe. Auszüge aus diesen Texten erscheinen in der Ausstellung im Quartier Leech als Postkartenedition.



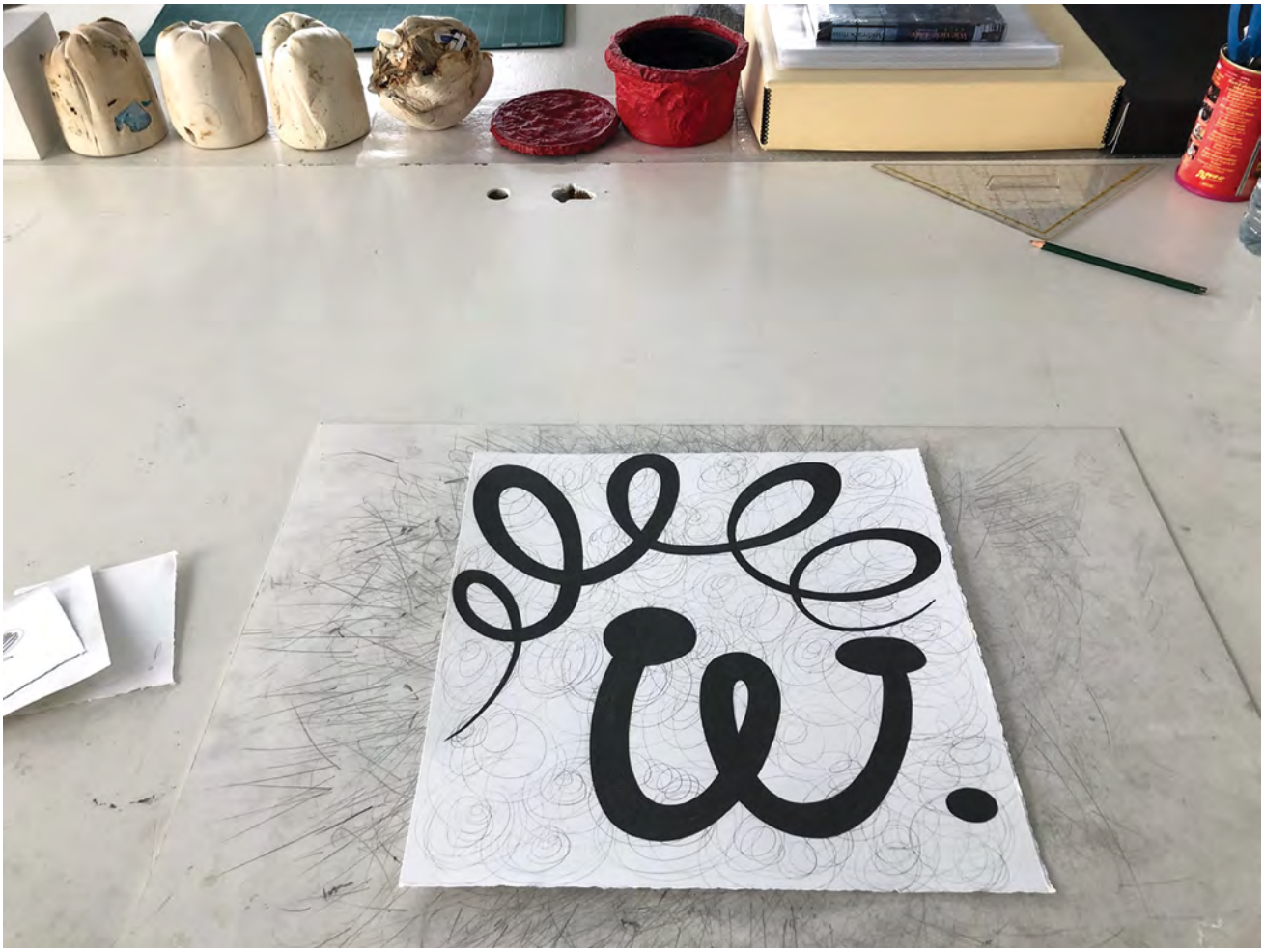
Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Ausstellungsansicht, Kunsthaus Graz, Mai 2024.
Drei Gruppen von je vier Zeichnungen: EWWW, OWWW, NOOO, 52 x 52 cm gerahmt, Grafit auf Papier;
Postkartenedition mit Auszügen aus A LOOK IN THE MIRROR: ATTEMPTS AT A LATE-CAPITALIST MORAL PHILOSOPHY.
Foto: Natascha Reiterer

In Deinem Text „PLATSCH" beschreibst Du, wie sich die slapstickartige Darstellung von Gewalt in den Comics, über die wir als Kinder gelacht haben, in die Ego-Shooter-Szenarien der Computerspiele übergehen, in der Hypergewalt und reale Gewalttaten dominieren, die etwa bei Amokläufen an Schulen verübt werden. Du fragst, ob die Simulationen die Fähigkeit einer Unterscheidung zwischen Dichtung und Wahrheit beeinträchtigt haben. Wir haben dieses Horrorszenario gerade auf erschütternde Weise in unserer Stadt im Amoklauf eines jungen Mannes an seiner ehemaligen Schule erleben müssen. Ich habe physische Beklemmung gespürt, als ich Deine Textzeilen zur Vorbereitung auf unser Gespräch gelesen habe, weil das nun mitten in unserer Lebensrealität angekommen ist. Wie geht es Dir, wenn Du heute an das damals von Dir in dieser Stadt Formulierte denkst?

Die Tragödie ist noch sehr nahe, und der Schmerz ist sehr groß. Es ist wohl noch zu früh für eine Analyse. Natürlich: Es gibt zu viele junge Leute, die nicht mehr zwischen Realität und Simulation unterscheiden können. In dieser neuen virtuellen Realität leben wir wohl alle, aber insbesondere betrifft es doch die Jugend. Bis dahin, dass ein junger Mensch sich so verirrt, dass er einen Amoklauf als einen plausiblen Ausweg aus seiner Situation betrachtet. Das ist natürlich ein gesamtgesellschaftliches Problem. Es ist ganz sicher auch durch die Medien mitverursacht, ohne dass man hier den alleinigen Grund suchen sollte. Das wäre zu einfach.

Als der Amoklauf in Graz stattfand, warst Du schon wieder in Berlin und bist vor einigen Tagen in unsere Stadt zurückgekehrt, als hier Gedenkveranstaltungen stattfanden. Wie nimmst Du als Beobachterin mit einer Außensicht diese offene, klaffende Wunde unserer Stadt und den Umgang damit wahr?

Ich stand im Regen auf der Berliner Straße, als die Nachricht bei mir angekommen ist. Mein Sohn Paul, der mit mir einige Monate während meiner Residency in Graz verbracht hatte, hat mir sofort ein



Andrea Scrima, LOOPY LOONIES (Atelieransicht), 2025. Foto: A. Scrima

WhatsApp geschickt. Er war genauso schockiert wie ich. In so einem Moment will man bei den Leuten sein, die das Furchtbare gerade erleben. Ein Freund von mir lebt einen Häuserblock entfernt von der betroffenen Schule; die Schwiegertochter eines anderen Freundes unterrichtete im Nebenzimmer, als es geschah. Als ich vor drei Tagen wieder in Graz angekommen bin, ging ich nach der Gedenkfeier am Hauptplatz noch ins Rathaus, denn wie viele andere Menschen wollte ich etwas ins Kondolenzbuch schreiben. Das sind hilflose Gesten, aber sie helfen irgendwie doch. Natürlich betrifft mich dieses Geschehen auch als Amerikanerin. Amokläufe dieser Art hat man doch bisher hauptsächlich mit den USA assoziiert. Es ist sehr bedrückend für mich, dass dies in Zukunft auch eine Assoziation mit Graz sein wird. Es braucht das Zusammenstehen und das Miteinander, das ich hier beim Gedenken erlebt habe. Meine Hoffnung für Graz ist, dass die Menschen gesellschaftlich so solidarisch bleiben, wie ich das jetzt wahrnehme. Aber es ist auch wichtig, sich damit auseinanderzusetzen, wie es dazu kommen konnte, dass sich ein junger Mensch so verirren konnte.

Was müsste geschehen, um nach dem Geschehen zu einer Zukunftsperspektive aufbrechen zu können?

Diesbezüglich wage ich keine Prognose. Das bedarf der Analyse von Expertinnen und Experten. In den Schulen braucht es eine umfassendere schulpsychologische Betreuung, den Lehrerinnen und Lehrern wird da offensichtlich zu viel aufgebürdet. Dies zu benennen, ist umso wichtiger in einer Zeit allgemeiner budgetärer Kürzungen. Im Blick auf eine Zukunftsperspektive beschäftigt mich aber vor allem eines: Wie konnte ein einundzwanzigjähriger junger Mann, der doch sein ganzes Leben noch vor sich hatte, für sich das Gefühl entwickeln, dass es keine Zukunft für ihn gab. Das ist der Gedanke, der mich nicht loslässt. Auch wenn es ein Einzeltäter war, hat diese Tat eine gesamtgesellschaftliche Perspektive: Hat die Gesellschaft versagt, oder ist das etwas, das heute ganz einfach überall passieren kann? Diese Fragen müssen gestellt und darüber nachgedacht werden.

Hoffnung

Andrea Scrima, Aus der LOOPY LOONIES-Textserie
A LOOK IN THE MIRROR: Attempts at a
Late-Capitalist Moral Philosophy

Wenn wir sagen, dass schon alles irgendwie gut gehen wird und dass wir über die nötigen Ressourcen verfügen, den Dingen, die uns widerfahren, auch zu begegnen, so ergänzen wir manchmal das Wort „hoffentlich". Wir glauben, dass wir mit dem, was uns das Leben hinwirft, schon werden umgehen können, beschwören aber vorsichtshalber oder aus Aberglauben die Hoffnung. Wir wollen lieber nicht zu anmaßend sein: Um uns nicht der gefährlichen Illusion hinzugeben, dass wir jemals volle Kontrolle haben, sagen wir, und richten den Blick nach oben: „hoffentlich"; „so Gott will".

Auf der säkularen Ebene ist Hoffnung mit unserer Fähigkeit verbunden, Erfahrungen aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu projizieren; wir verstehen, dass sich die Dinge ändern, dass keine Situation für längere Zeit gleich bleibt, und dass unser Handeln beeinflussen kann und tatsächlich beeinflusst, wie Dinge ausgehen. **Selbst Pessimisten hoffen stillschweigend auf das Beste und hegen insgeheim einen Glauben daran, dass sich die Dinge unerwartet zum Besseren wenden könnten.** Auf einem Kontinuum mit Wunschdenken am einen Ende und unbegründeter Erwartung am anderen stellt die Hoffnung eine zuversichtliche Einstellung einer unbekannten Zukunft gegenüber dar. Erwartungsvoll blicken wir empor, so wie wir vielleicht einst zu jenem wohlwollenden Elternteil emporblickten, das sich über unser Bettchen oder unsere Wiege beugte und dessen Fürsorge und Aufmerksamkeit uns lehrten zu vertrauen.

Mutige Menschen, die allen Widrigkeiten zum Trotz kämpfen, tun dies, weil sie Vertrauen haben; ihre Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren beruht auf ihrer Lebenserfahrung. Sie wissen, dass ihr Handeln unweigerlich Auswirkungen haben wird; ohne dieses Wissen könnten sie nicht handeln, es verleiht ihnen die Kraft, einer neuen Wirklichkeit den Boden zu bereiten. Die Hoffnung gehört den Mutigen, aber sie macht auch verletzbar, wirft uns zurück auf unser nacktes Menschsein. Aus diesem Grund wird sie als Foltermethode verwendet: Man lässt Gefangene im Glauben, ihre Entlassung stehe unmittelbar bevor oder sie würden bald weniger brutal behandelt werden, nur um sie im letzten Moment grausam auflaufen zu lassen. Sie lernen, dass Hoffnung gefährlich sein kann, und sofern sie keinen Weg finden, ihre Hoffnung für sich zu behalten und zu schützen, verlieren sie sie schließlich.

Wir sind sterbliche, zeitgebundene Wesen; selbst unter weniger extremen Umständen verzweifeln wir, wenn sich unsere Hoffnungen nicht erfüllen. Wir fühlen uns dumm oder naiv, dass wir überhaupt zu hoffen gewagt haben, oder fürchten, wir hätten es besser wissen können, sind aber stattdessen der Torheit verfallen. Wir verlieren den Glauben an unsere Fähigkeiten, an genau das, was notwendig ist, um Veränderung herbeizuführen. Das Gegenteil von Hoffnung ist allerdings nicht Verzweiflung, sondern böse Ahnungen: jener paralysierte Zustand, in dem man unfähig ist, den Gedanken abzuschütteln, dass Schlimmes bevorsteht. Und so geben wir uns größte Mühe, bei der Überzeugung zu bleiben, dass das Gute obsiegen kann oder dass Gutes zumindest möglich ist – denn selbst wenn wir wissen, dass Hoffnung teilweise auf einer Illusion beruht und dass die Welt nicht notwendigerweise aus größtenteils gutwilligen Kräften besteht, so wissen wir auch, dass wir an diese Illusion glauben müssen, um weiterleben zu können.



Andrea Scrima, LOOPY LOONIES: Kunsthaus Graz, Mai 2024. Detail, Postkartenedition mit Auszügen aus
A LOOK IN THE MIRROR: ATTEMPTS AT A LATE-CAPITALIST MORAL PHILOSOPHY: (SPRECH)BLASEN, 10,5 x 14,8 cm.
Foto: Natascha Reiterer